



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

geschildert. „Zum einfältigen Wahren wollte man in allem zurückkehren. Schnürbrust und Absatz verschwanden, der Puder zerstob, die Haare fielen in natürlichen Locken.“ Diese mächtige Bewegung mußte auch die in ihrem Ansehen gesunkene Musee hinwegfegen wie der Novembersturm das dürre Blatt des Waldes. „Verehere, was du verfolgst; verfolge, was du vereherst“ war der Tauffpruch des neuen Geschlechts.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Osterzensuren. Im sechsten Hefte der Grenzboten hat wieder einmal ein Schülervater seinem gepreßten Herzen Luft gemacht; er hat sich bitter darüber beklagt, daß bei den Befetzungen an unsern höhern Schulen zu viel Gewicht auf die schriftlichen Arbeiten gelegt würde, die sonstigen Leistungen und die ganze geistige Begabung des Schülers zu wenig berücksichtigt würden; die Entscheidung würde zu äußerlich nach dem im Laufe des Schuljahres in den Notizbüchern der Lehrer entstandenen Zifferwerke getroffen.

In der vorletzten Nummer der Grenzboten kommt nun ein Lehrer und bestrittet diese Behauptungen mit großer Entschiedenheit; der Verfasser jener Beschwerden kenne die Verhältnisse nicht, könne sie gar nicht kennen, da er eben nicht Lehrer sei, er habe sich jedenfalls nur von seinem „Herrn Sohn“ etwas zutragen lassen; von allen seinen Behauptungen sei genau das Gegenteil der Fall.

Wie gewöhnlich, so wird wohl auch hier das Richtige in der Mitte liegen. Jeder von beiden — der Vater wie der Lehrer — hat seine persönlichen Erfahrungen etwas kühn verallgemeinert, der eine behauptet zu viel, der andre will zu wenig zugeben. Möge also noch einem Dritten das Wort vergönnt sein, der lange genug Schüler und — Lehrer gewesen ist, um zu wissen, wies zugeht, aber auch lange genug in andern Wirkungskreisen gestanden hat, um die Dinge auch noch von einem etwas andern Standpunkte als dem des Lehrers ansehen zu können, was übrigens schon während seiner Lehrzeit sein stetes Bemühen war, ihn damals freilich etwas in den Geruch der Kezerei brachte.

Daß es im Lehrerberufe, wie in jedem andern höhern Berufe, ich will gar nicht sagen geistvolle und geistlose, aber einsichtige und weniger einsichtige, freiere und beschränktere Köpfe giebt, das wird wohl auch der Verfasser der Erwiderung nicht leugnen wollen. Oder sollte er in seiner Lehreraufbahn immer nur mit Männern der erstern Art in Berührung gekommen sein? Dann wäre er und die Schulen, wo das geschehen wäre, im höchsten Grade glücklich zu preisen. Ich glaube nicht recht daran. Daß unsre Sprache gern alle engherzig pedantische Behandlung einer Sache mit den Wörtern „schulmeistern, Schulmeisterei, schulmeisterhaft“ bezeichnet, spricht nicht gerade dafür, daß der Lehrerstand aus lauter Geistern

ersten Ranges bestehe; auch ihr Bildungsgang nicht, der aus der Schule heraus durch ein kurzes Universitätsstudium hindurch, das auch nur wieder den sogenannten Schulwissenschaften gewidmet ist, in die Schule zurückführt. Es mag ja vereinzelt vorkommen, daß ganze Lehrerkollegien aus hervorragend tüchtigen Männern bestehen; giebt es doch Rektoren, denen, weil sie selbst geistvolle Männer sind, es eine Freude ist, sich auch mit geistvollen Männern zu umgeben, und Schulen, namentlich städtische in großen Städten, die sich die besten Kräfte aussuchen können. Aber es giebt auch Rektoren, die sich, damit ihr eignes Lichtchen umso glänzender leuchte, am liebsten mit Mittelmäßigkeiten umgeben, und Schulen, namentlich staatliche in Provinzialstädten, die nehmen müssen, was übrig bleibt.

Daß so verschiedenartige Lehrer auch ihre Aufgaben sehr verschiedenartig anlassen, die Schüler, die sie unter den Händen haben, sehr verschiedenartig behandeln und beurteilen werden, ist klar. Was aber insbesondere das Zensurenwesen betrifft, so macht man gar nicht selten die Erfahrung, daß auch gescheite und aufgeklärte Lehrer in diesem Punkte merkwürdige Pedanten sind, die sich namentlich über das Zifferwerk ihres Notizbuches schlechterdings nicht erheben können. Auch das ist eine Thatsache, von der der Verfasser der Erwiderung nichts wird abstreiten können.

Wie entstehen denn unsre Zensuren? Ich muß hier einmal ein bißchen aus der Schule schwagen, auf die Gefahr hin, daß mich der Verfasser der Erwiderung der „Verletzung des Amtsgeheimnisses“ (!) zeihet. Handelt sich doch um Dinge, über die jeder Schüler, solange er noch Schüler ist, genau so gut Bescheid weiß, wie jeder Lehrer. Später vergißt man sie dann oft.

Zunächst wird jede einzelne schriftliche Arbeit zensirt. Schon hier aber wird sehr verschieden und sehr willkürlich verfahren, denn es giebt keine Vorschriften darüber, jeder Lehrer macht die Sache nach seinem Belieben. Der eine stuft so ab, daß er nur auf eine gänzlich fehlerfreie Arbeit die 1, auf seinen einzigen „ganzen“ Fehler*) schon die 1^b, auf zwei Fehler 2^a, auf drei Fehler 2, auf vier Fehler 2^b u. s. w. giebt. Ein anderer giebt erst auf zwei oder drei Fehler 1^b und steigt nun von zwei zu zwei oder von drei zu drei Fehlern je einen Grad abwärts. Welche Mißgriffe können aber erst begangen werden, wenn, wie es vielfach geschieht, alle Semesterarbeiten mit demselben Maßstabe gemessen werden, sie mögen lang oder kurz, schwer oder leicht, voller Falten und Fangeisen oder nur mit ein paar menschenfreundlichen „Aufgepaßt!“ versehen sein, wenn überdies offenbare Schreibfehler, Faselereien, die der Lehrer stillschweigend berichtigen müßte — wie dankbar sind die Schüler für ein bißchen „noble“ Behandlung in diesem Punkte! — mit grober Unwissenheit, groben Mißverständnissen, groben logischen Fehlern mechanisch auf eine Stufe gestellt werden! Das einzige in der Sache selbst liegende Korrektiv besteht ja nur darin, daß sich eine ganze Klasse von vierzig Schülern bei einer lateinischen Arbeit einmal zwischen der 3 und der 5 bewegt, höchstens ein paar es bis zur 3^a oder 2^b bringen. Dann muß sich natürlich der Lehrer sagen, daß die Aufgabe zu schwer, oder, was dasselbe bedeutet, sein Maßstab diesmal falsch gewesen sei. Eine so dumme oder so faule Klasse giebt es eben nicht, daß bei einer Aufgabe, die nur einigermaßen dem augenblicklich zu

*) Es giebt „ganze“ und „halbe“ Fehler. Aber auch darüber, was zu den „ganzen“ und was zu den „halben“ Fehlern gehöre, bestehen sehr verschiedene Ansichten. Der eine rechnet z. B. im griechischen Spezimen einen falschen Accent nur für einen „halben“ Fehler; der andre würde eine solche Schwachheit mit Entrüstung von sich weisen, denn er meint: Etwas Schlimmeres als die Accentsfehler ist gar nicht denkbar! wenn man die nicht als ganze Fehler anrechnet, wie soll man dann der Wiederlichkeit im Accentesetzen steuern?

fordernden Standpunkte der Klasse entspricht, nicht ein paar Einsen zu erreichen und die Fünfen ganz zu vermeiden wären. Und doch giebt es Lehrer, die ihre Klasse das ganze Halbjahr, ja das ganze Schuljahr hindurch durch solche niedrige Zensuren durchschleifen, dabei fortwährend auf die schlechte Klasse schimpfen, auf den Vorgänger im Amte schimpfen, der ihnen die schlechte Klasse übergeben habe, anstatt daß sie einmal auf den naheliegenden Gedanken kämen, daß ihre Anforderungen zu hoch sind, daß ihr Maßstab falsch ist, und daß sie der ganzen Klasse durch andauernd tiefen Zensurenstand bloß die Laune und den Spaß an der Arbeit verderben. Das Richtige ist natürlich, daß an jede Arbeit ein besondrer Maßstab angelegt, daß nicht eher eine Zensur hingeschrieben wird, als bis der Lehrer sämtliche Arbeiten durchgesehen, die schlechtesten mit den besten verglichen und auf diese Weise erst die Enden des Maßstabes in die Hände bekommen hat. Aber geschieht das überall?

Außer diesen Zensuren auf die schriftlichen Arbeiten schreiben sich nun viele Lehrer — nicht alle — in das ominöse Notizbuch auch noch Zensuren nieder über jede „mündliche Leistung“ eines Schülers, über seine Übersetzungen in der Stunde, über die Rechenschaft, die er auf allerhand sachliche Fragen, die an das Gelesene geknüpft werden, zu geben weiß u. s. w. Der Schülervater hat also Unrecht, wenn er meint, die mündlichen Leistungen würden bei der Beurteilung der Schüler nicht berücksichtigt. Berücksichtigt werden sie schon, aber es fragt sich, ob in der richtigen Weise. Ich gestehe, daß ich von den Zensuren „aufs Mündliche“ nie ein Freund gewesen bin. Es hätte mir alle Freiheit und Lebendigkeit beim Unterrichte genommen und mich fortwährend von der Sache abgezogen, wenn ich immer mit dem Texte des Schriftstellers und mit dem Notizbuche gleichzeitig hätte hantieren und den Eindruck jeder mündlichen Leistung unmittelbar hinterher in einer Ziffer festhalten sollen. Man beschäftigt sich doch beim Unterrichte nicht bloß mit dem einen, der gerade steht, sondern ununterbrochen muß die ganze Klasse mit ins Spiel gezogen, mit einer Handbewegung, einem Kopfnicken bald der, bald jener zur Unterstützung herangezogen werden. Das ist gar nicht möglich, wenn man mit dem Notizbuche dasteht. Da ist man immer ängstlich bemüht, möglichst reinlich die Leistung des Einzelnen aufzufangen, beschäftigt sich viertelstundlang ausschließlich mit dem Einzelnen, während sich die andern langweilen oder Alotria treiben, ja ich weiß mich aus meiner eignen Schülerzeit zu entsinnen, wie sehr die Lehrer, die auch beim mündlichen Unterrichte immer das Notizbuch in der Hand hatten, die Sklaven ihres Notizbuches waren, nach einem halben Jahre manchmal noch nicht wußten, wie die Schüler ihrer Klasse hießen, nicht eher wieder einen Drannahmen, als bis die ganze Klasse durchwar, sodas die Schüler auf den klugen Einfall kamen, sich auch ihrerseits Notizbücher anzulegen, aus denen sie genau entnehmen konnten, in wieviel Wochen sie wieder drankommen würden (in der Zwischenzeit wurde natürlich nicht präparirt) u. s. w. Nein, Leben, Zusammenhang, allgemeine Beteiligung kann im Unterrichte nur erreicht werden, wenn weiter nichts da ist, als der Lehrer, die Schüler und der Unterrichtsgegenstand — das Notizbuch ist vom Übel. Wenn sich der Lehrer den „Folgenden“ immer erst unter sekundenlanger atemloser Spannung der Klasse aus dem Notizbuche heraussuchen muß, anstatt sich ihn im Nu mit den Augen aus der Klasse zu holen, mir hat das weder als Schüler noch als Lehrer imponirt. Aber freilich, ich weiß, es giebt ganz vortreffliche Lehrer, die auch im mündlichen Unterrichte nicht ohne das Notizbuch auskommen zu können glauben und den Kollegen, der das Büchelchen verschmählt, mit mißtrauischen Blicken betrachten. Wo willst du, heißt es da wohl, am Ende

des Halbjahres ein sicheres Urteil über die mündlichen Leistungen des Jungen hernehmen, wenn du dir nichts aufschreibst? Willst du dich auf bloße Eindrücke verlassen? Die verblaffen sehr bald. Du weißt zu Ostern nichts mehr davon, was der Junge zwischen Michaeli und Weihnachten geleistet hat. Solche Vorwürfe bekommt man dann auch von Freunden zu hören. Worauf man freilich erwidern kann: Wenn die Eindrücke so schwach waren, gute wie schlimme, daß sie in so kurzer Zeit verblaffen konnten, dann waren sie auch nicht wert, bei der Schlußzensur berücksichtigt zu werden. Und damit komme ich nun zur Hauptsache, zur Zusammenstellung und Verarbeitung der Zensuren.

Am Schlusse jedes Halbjahres wird aus den sämtlichen Ziffern, die einer im Laufe des Halbjahres erhalten hat, für jedes Fach die Durchschnittsziffer gezogen. Es ist das ein Kunststück, das eine gewisse Übung erfordert, aber schließlich läuft es doch auf ein Rechenexempel hinaus. Die niedrigen Zensuren werden gegen die höhern Grad für Grad ausgeglichen, bis alle auf zwei Grade gebracht sind, z. B. 2^a und 2 , 2 und 2^b , und der Grad, der nun überwiegt, ist die Durchschnittsziffer. Hat einer 5 mal 2 und 10 mal 2^b , so hat er eben 2^b . Ein Zweifel könnte höchstens entstehen, wenn die beiden Grade ganz oder fast gleich einander gegenüberstünden, z. B. 7 mal 2 und 8 mal 2^b . Da könnte es unbillig scheinen, schlechtweg 2^b als Durchschnittszensur zu haben. Was hilft's? man kann dem Jungen ja zum Troste sagen, es sei eine „gute“ 2^b , eine bessere als die des Nachbarn X, die sich aus wesentlich „andern Faktoren“ zusammensetzt. Aber was hat der Junge davon? Aber auch aus andern Gründen ist eine solche Durchschnittsziffer nicht immer das Richtige. Es kommt ja vor, daß sich ein Junge im Laufe der letzten Monate in die Höhe arbeitet, daß er zuletzt Arbeiten mit der 2 macht, während er es anfangs nicht über die 3 brachte. Ist da die Durchschnittsziffer nicht überhaupt eine Ungerechtigkeit? Man soll und will doch wohl mit der Schlußzensur angeben, auf welchem Standpunkte der Junge jetzt steht, nicht auf welchem er vor einem halben Jahre gestanden hat, als die Arbeit begann, als Lehrer und Schüler einander vielleicht noch fremd waren, sich erst zusammenbeißen mußten. Aber weiter. Sind für alle einzelnen Fächer die Durchschnittsziffern festgestellt — sie werden dann als Fachzensuren auf das Zeugnis geschrieben —, so wird nun wieder aus all diesen Fachzensuren die Durchschnittsziffer ausgerechnet, und zwar werden dabei die drei „Hauptfächer,“ Lateinisch, Griechisch und Mathematik (Deutsch war bis jetzt kein „Hauptfach“!), doppelt gezählt. Es kann also einer im Deutschen die blanke 1 haben, durch eine 2^b im Lateinischen und Griechischen, eine 3^a in der Mathematik, die bei der Berechnung des Durchschnitts als 4 mal 2^b und 2 mal 3^a figuriren, wird die 1 so heruntergezogen, daß sie kaum zur Geltung kommt, der armen Einsen im Turnen, im Zeichnen und in — der Religion nicht zu gedenken. Das Ende vom Liede ist, daß all die mannichfache wissenschaftliche und sonstige Leistungsfähigkeit oder Unfähigkeit des Schülers durch — eine Ziffer ausgedrückt wird! Diese Ziffer giebt den Ausschlag bei der Versetzung, sie bestimmt den Platz des Jungen in der nächsthöheren Klasse, auf der obersten Stufe ist sie es, die den Abiturienten zur Universität begleitet. Was hat er bekommen? 2^b — damit ist alles gesagt, damit ist er gezeichnet, er ist ein Mensch der 2^b .

Ich weiß nicht, wie alt an unsern Schulen (und Universitäten, kann man hinzusetzen) diese Zensureinrichtung ist — viel älter als ein halbes Jahrhundert wird sie nicht sein, denn sie hängt offenbar mit dem ganzen schriftlichen und mündlichen Prüfungsweisen zusammen, das nicht älter ist; aber so viel weiß ich, daß die gesamte Lehrerschaft aus Menschen der 1^a bestehen müßte, wenn dieses ganze

Zifferwesen nicht zu mancherlei Ungerechtigkeiten führen sollte. Am häufigsten und auffälligsten tritt das bei der Abgangszensur hervor, auf deren Feststellung doch gewiß die größte Sorgfalt verwendet wird. Da geschieht es gar nicht selten, daß die Abiturienten selber den Kopf schütteln über die Zensur, die einem der Ihrigen erteilt worden ist; bald ist sie zu gut, bald zu schlecht, nach ihrer genauen Kenntnis des Freundes hatten sie etwas anderes erwartet. Auch das geschieht nicht selten, daß sich einer in seinem Universitätsstudium, sowie er in sein richtiges Fahrwasser kommt, aus einem Menschen der 3, als der er von der Schule entlassen wurde, alsbald zum Erstaunen seiner früheren Lehrer in einen Menschen der 1 verwandelt; es muß also doch etwas in ihm gesteckt haben, was trotz all der vielen Ziffern, mit denen ihn die Schule beurteilt hat, nicht hat zum Ausdruck kommen können. Sind Männer im Kollegium, die sich über das Zifferwerk zu erheben vermögen, ist auch nur einer drin, der das vermag und der den Mut und die Fähigkeit hat, seine abweichende Meinung zu vertreten, so kann ja mancher Mißgriff verhütet werden. Mit Rührung denke ich da an den Rektor zurück, unter dem ich die Ehre gehabt habe, eine Zeitlang zu unterrichten, einen ebenso gediegenen Gelehrten wie geistvollen und humanen Lehrer. Bei dem kam es vor, daß in der letzten Zensurberatung über die Abiturienten der ganze Zifferkram über den Haufen geworfen wurde. Da hatte z. B. das Rechnungswerk bei einem 2^a als Hauptzensur ergeben — der Rektor hatte 1^b erwartet, handelte sich doch um einen seiner Lieblinge, um einen seiner begabtesten Primaner! Da erhob er zuletzt die Stimme und rief voll tiefster Erregung: „Wenn ich mir aber nun, meine Herren, den ganzen Menschen ansehe, da ist mir doch die 2^a nicht genug! Wenn der keine 1^b haben soll, wer soll sie denn dann haben?“ Und nun wurde das ganze Ziffergerüst noch einmal von vorn und von hinten beguckt, um zu sehen, wo sich vielleicht noch etwas schieben oder drücken ließe, um die gewünschte 1^b mit gutem Gewissen, sodaß man sie dem hohen Ministerium gegenüber verantworten konnte, herauszubringen. Da wurden im Lateinischen die Semesterzensuren, der freie lateinische Aufsatz, das Spezimen, die mündliche Übersetzung alles noch einmal nachgeprüft, im griechischen Skriptum jeder einzelne Fehler noch einmal durch die Lupe betrachtet, das Erbarmen des Mathematikus noch einmal angefleht — welche Freude dann, und wirklich allgemeine Freude, wenn diese Superrevision noch ein paar Aufbesserungen ermöglichte, die dann die 1^b rechtfertigten! Aber auch der umgekehrte Fall kam vor: dem Rektor war eine Durchschnittsziffer zu gut. Da bäumte er zuletzt noch auf und rief: „Nein, das muß ich doch sagen, meine Herren, wenn dieser traurige Schächer, der uns nun jahrelang mit seiner bodenlosen Faulheit geärgert hat, schließlich noch mit der 3^a durchschlüpfen soll, das geht mir gegen den Strich, der darf nicht mehr haben als 3.“ Und wieder begann die Nachprüfung, bis der Rektor entweder die 3 durchgesetzt hatte oder — mit einem schmerzlich resignierten Habeat sibi! dem „traurigen Schächer“ seine 3^a hinschrieb. Bei weitem nicht so viel Umstände werden natürlich mit den gewöhnlichen Halbjahrszensuren gemacht. Nur wo mit der Hauptzensur ohne weiteres auch das „Sitzenbleiben“ ausgesprochen wäre, wird wohl gelegentlich mit gleicher Peinlichkeit verfahren, aber manch liebes mal wird auch kurzer Prozeß gemacht, namentlich auf den mittlern und untern Stufen, wo auch der beste Rektor nicht jeden einzelnen Fall nachprüfen kann, und der Zunge fällt einer mit unansehnlicher mathematischer Genauigkeit herausgerechneten Durchschnittsziffer zum Opfer.

So ideal also — das wollte ich sagen —, wie der Verfasser der Erwiderung die Zustände gezeichnet hat, sollten sie wohl sein, aber sind sie nicht, wenigstens

nicht überall. An manchen Schulen sind die Zustände unzweifelhaft so, wie sie der Verfasser des ersten Aufsatzes geschildert hat. Gerade aus Lehrerkreisen (von einem preussischen Realgymnasium) ist der Redaktion dieser Blätter eine Zustimmung zu dem Schmerzensschrei des Vaters zugegangen, die nicht nur die Wahrheit seiner Schilderung durchaus bestätigt, sondern noch viel stärkere Ausdrücke braucht als „Feldweibel“ und „Kommissphilolog,“ so stark, daß wir sie hier nicht gut wiedergeben können. Es ist eben halt überall anders, und in Preußen scheint es, wie auf dem Gebiete des Unterrichtswesens überhaupt, auch in dieser Beziehung nicht zum besten zu stehen.

Die zehn Altersstufen des Menschen. In dem neuesten Hefte der Zeitschrift für deutsche Philologie (Bd. XXIII, Hft. 4) hat E. Matthias einen Aufsatz aus dem Nachlasse des verstorbenen Professors F. Zacher über den Spruch von den zehn Altersstufen veröffentlicht, der die Entstehung der bekannten Zeilen „Zehn Jahr: ein Kind“ u. s. w. mit ebensoviel Gründlichkeit wie Scharfsinn behandelt. Da die schlichten Verse, die jedes Jahrzehnt des menschlichen Lebens mit einem Schlagwort bezeichnen, zu verbreitet sind, als daß ihre Geschichte nicht auch für einen weitem Kreis von Interesse sein sollte, als ihn die Leser einer germanistischen Fachzeitschrift bilden, so greifen wir für die Leser der Grenzboten das Wichtigste aus dem Aufsatz heraus.

Zacher teilt zunächst aus älterer Zeit achtzehn Fassungen des Spruches mit, von denen die fünf frühesten dem fünfzehnten Jahrhundert angehören, die letzte ins Jahr 1702 fällt, dann drei moderne, davon die erste dem Idiotikon der wenigen deutschen Gemeinden in den venetianischen Alpen, die zweite*) unsern Bilderbogen entnommen ist und die dritte die scherzhaften Veränderungen wiedergibt, die Albertine von Grün, eine geistreiche Frau der Geniezeit, in einem Briefe an unserm Spruche angebracht hat. Für die Untersuchung sind natürlich nur die zuerst genannten in Betracht gekommen. Sie zeigen bis zum fünfzigsten Jahre keine wesentlichen Abweichungen: ein Kind, ein Jüngling, ein Mann, wohlgethan, stille stahn ist für die ersten fünf Stufen fast überall überliefert, auch die beiden letzten stimmen im großen und ganzen überein: neunzig Jahr: der Kinder Spott; hundert Jahr: genade Gott. Schwierigkeiten für die Feststellung des Ursprünglichen machen nur die drei dazwischenliegenden Stufen, in denen hier so, dort so geändert worden ist, bald aus dem Bedürfnis nach möglichst genauen Reimen, bald um das äußerliche Kennzeichen, das jedenfalls ursprünglich durch die ganze Reihe gegangen ist, durch eine Zeile von tieferm Gehalte, gewöhnlich moralisierend=ermahnend, zu ersetzen. So kommt im sechsten Vers für das anfangs bezugte: abogän bald: „geht dichs Alter an“ auf, dem dann die verblätere Fassung „gehts Alter an“ gefolgt ist, im siebenten findet sich statt der einfachen Angabe: „ein Greis,“ die dem Kind, dem Jüngling, dem Mann in den ersten drei Zeilen entspricht, schon frühe die Mahnung: „dein Seel bewahr.“ Am schwierigsten war es, im achten Verse die Entscheidung zu treffen; auf Grund verschiedener, peinlich durchgeführter Betrachtungen nimmt Zacher ein ursprüngliches: üz der wise = extra modum an, was zu den Worten des Psalmes stimmt, ja aus ihnen hervorgegangen sein könnte, die heißen: Unser Leben währet siebzig Jahre, wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre.

*) Sie giebt in der Hauptsache die heute verbreitete Gestalt wieder; in der zweiten Zeile habe ich als Knabe nicht „ein Jüngling,“ sondern „wohlgesinnt“ gelesen, das offenbar des genauern Reimes auf „Kind“ wegen eingesetzt worden war. Zacher kennt diese Variante nicht.

Und so läßt sich mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß die ursprüngliche Gestalt des Spruches diese gewesen sei:

zehen jâr: ein kint.
 zweinzec jâr: ein jungelinc.
 drizec jâr: ein man
 vierzec jâr: wol getân.
 vümlzec jâr: stille stân.
 sehzec jâr: abe gân.
 sibenzec jâr: ein grise.
 ahtzec jâr: üz der wise.
 niunzec jâr: der kinder spot.
 hundert jâr: genâde got!

Weniger bekannt als der Spruch selbst ist vielleicht die Tatsache, daß die zehn Altersstufen — sehr bald nach dem Aufkommen des Spruches — auch bildlich dargestellt worden sind, und zwar meist so, daß eine symbolische Tiergestalt an Stelle des betreffenden Alters abgebildet wurde. Mancher wird sich sofort an die Medaillons auf der Wartburg erinnern, die von Moritz von Schwind herühren, vielleicht auch an die Darstellungen in der Annaberger Hauptkirche aus der Reformationszeit; außer diesen beiden führt Zacher noch acht andre auf, unter denen sich die älteste in dem Liederbuche der Klara Häßlerin vom Jahre 1471 findet. Hier ist die ursprüngliche Reihe im Laufe der Jahrhunderte viel weniger gestört worden, als das bei dem von Mund zu Mund sich fortpflanzenden Spruche geschehen konnte, den Knaben stellt die Kitz (junge Ziege) oder der Bock, den Jüngling das Kalb, den jungen Mann der Stier dar, dann folgen Löwe, Fuchs, Wolf, Hund, Kater, Esel und Gans. Die Bedeutung der Symbole liegt meist nahe, nur die Gans macht für die Erklärung Schwierigkeiten. Die verschiedenen Möglichkeiten, auf die Zacher hinweist, sind nicht befriedigend.

Auch für die zehn Altersstufen des Weibes ist der Spruch durchgeführt und die Bilder hinzugefügt worden; beides giebt sich aber als steife, erkünstelte Nachahmung des Ursprünglichen zu erkennen, die kein Leben hat gewinnen können.

Auch eine Sprachdummheit. Unter dem Worte Bahn versteht man bekanntlich eine Strecke, die derart gefestigt und geglättet ist, daß eine bequeme Fortbewegung darauf vorgenommen werden kann. Der Untergrund oder die Art und Weise der Fortbewegung wird in Zusammensetzungen durch ein vorangestelltes Bestimmungswort näher angegeben, z. B. in Reitbahn, Rennbahn, Laufbahn, Rutschbahn, Schlittenbahn, Eisbahn. Keine Bahn spielt nun im Leben der Gegenwart eine solche Rolle wie die Eisenbahn. Daher ist es ganz unaufrichtig und begreiflich, daß per synecdochen oft das einfache Wort Bahn im Sinne von Eisenbahn gebraucht wird. Wenn wir z. B. Bahnhof, Bahnwärter sagen, so meinen wir eigentlich Eisenbahnhof, Eisenbahnwärter, aber gerade in diesen beiden Wörtern ist uns das einfache Bahn so geläufig geworden, daß die vollständigen Formen uns ganz fremd anschauen. Neben Pferdebahn, Stadtbahn hört man wohl auch noch Pferdeeisenbahn, Stadteisenbahn, aber die verkürzten und daher bequemern Formen sind auch hier in stärkerem Gebrauch. So ist es noch in vielen andern Zusammensetzungen, und es läßt sich, wie gesagt, gegen diese Synecdoche nichts einwenden. Etwas andres ist es mit einer weitern Anwendung. Die Denkfaulheit der großen Menge hat es dahin gebracht, daß jedem Sprachgefühl zum Hohne die beiden Wörter Bahn oder Eisenbahn im Sinne von Eisenbahnzug, Dampfwagen mißbraucht werden. Es läßt sich

jede Wette darauf eingehen, daß selbst unter Gebildeten mindestens die Hälfte sich so ausdrücken wird: „Der Kaiser ist mit der Eisenbahn nach Potsdam gefahren“ (soll heißen auf der Eisenbahn oder mit dem Dampfwagen); „Eben ist die Bahn angekommen“ (soll heißen der Zug); „Sieh nur, wie langsam die Eisenbahn hinschleicht“ (soll wieder heißen der Zug oder der Dampfwagen). Das Unsinnige dieser Ausdrucksweise tritt handgreiflich zu Tage, wenn man sie bei andern Bahnen anwenden wollte. Wer z. B. sagen wollte: „Der Kaiser ist mit der Schlittenbahn nach Potsdam gefahren (statt mit dem Schlitten, auf der Schlittenbahn), oder: „Eben ist die Eisebahn angekommen“ (statt die Schlittschuhläufer), der würde unzweifelhaft ausgelacht werden. Es ist die höchste Zeit, daß dieser Sprachdummheit ernstlich zu Leibe gegangen wird. Die Gebildeten sollten mit gutem Beispiele vorangehen, aber noch nötiger sind Hinweise in den Volksschulen, denn der gemeine Mann lernt die Ausdrücke „Eisenbahnzug“ und „Dampfwagen“ jetzt überhaupt nicht mehr kennen, er bezeichnet alles, was zur Fortbewegung im Eisenbahnbetriebe dient, unterschiedslos mit Eisenbahn oder Bahn.

Beiläufig sei noch bemerkt, daß die Verwendung des einfachen Wortes Bahn im Sinne von Bahnhof nicht empfehlenswert ist, wenigstens dürfen nicht Präpositionen dabei gebraucht werden, die auf den eigentlichen Bahnkörper hindeuten. Der Satz: „Wir gehen nach der Bahn“ (nach dem Bahnhofe) läßt sich allenfalls noch hören, wenn man aber, wie es oft geschieht, in demselben Sinne sagt: „Wir gehen auf die Bahn,“ so bekommt man sich geradezu zu einer Gesetzwidrigkeit, denn das Betreten des Bahnkörpers ist nach Paragraph so und so viel des Eisenbahnreglements bei Strafe verboten.



Litteratur

Geschichte des Kammergerichts in Brandenburg = Preußen. Bearbeitet von Dr. jur. Friedrich Volke, Amtsrichter in Berlin. Erster Teil. Bis zur Reformation des Kammergerichts vom 8. März 1540. Berlin, Franz Vahlen, 1890

Im Kammergericht hat, wie der Verfasser im Vorwort sagt, „das Suum cuique die schönste Verkörperung, die altpreussische Gerechtigkeit und unerschrockene Pflichttreue einen weithin Segen wirkenden Brennpunkt gefunden.“ Die quellenmäßige Geschichte dieses Gerichtshofes, zu deren Bearbeitung der Verfasser seinerzeit von dessen damaligem Präsidenten, dem jetzigen Präsidenten der Reichsgerichts, Herrn von Dehlschläger, aufgefordert worden ist, verspricht demnach ein ebenso wichtiger als interessanter Beitrag zur Rechtsgeschichte Preußens zu werden. Der vorliegende erste Band erzählt nach einer „politischen Übersicht,“ die wohl nicht gerade bis auf die Völkerwanderung zurückzugehen brauchte, die Entstehungsgeschichte des Kammergerichtes und seine Reformation unter dem Kurfürsten Joachim II. in einer auch für Nichtjuristen genießbaren Form.